

# Der Kindergarten als Arena zur Schaffung therapeutischen Bewusstseins

oder

## Musik zwischen Pädagogik und Therapie, zwischen Prävention und Behandlung

aus: Einblicke, Heft 1 (1989)<sup>1</sup>

Rosemarie Füg

Vor zwei Jahren äußerte ich mich in diesem Rahmen zu Fragen des Berufsrechts. Ich weiß nicht, ob wir das jemals haben werden mit allen Konsequenzen, ich weiß jedoch genau, dass auch nach dem Tag X kaum jemand in musiktherapeutische Praxen strömen wird; denn zu fremd ist Musiktherapie, und die musiktherapeutische Arbeit in Institutionen, die Selbsterfahrungsgruppen, Informationsveranstaltungen sowie Bücher, das alles ist zu punktuell, als dass es sich multiplizieren könnte, um in der Bevölkerung zu einer Art therapeutischem Bewusstsein zu werden, zu diesem Gefühl: Musiktherapie, das könnte mir helfen.

Ich möchte Ihnen von einer Breitenarbeit berichten im Saarland, die sich – seit Anfang 1987 – zu einem Konzept entwickelt. Entstanden ist sie aufgrund persönlicher Erfahrungen mit ambulanter Arbeit. Es handelt sich dabei um einen Prozess, der sich an den Bedürfnissen von Menschen orientiert (sowohl der anderen wie auch meiner eigenen), und der sich einerseits verbreitern und andererseits in Therapien münden kann. Es ist eine Tätigkeit, die das fehlende Berufsrecht nicht tangiert; manchmal sehe ich sie auch als eine Vorarbeit für meine musiktherapeutischen Nachkommen.

Zu Ihrer Information noch eins vorab: als ich vor knapp neun Jahren ins Saarland kam, gab es dort vier Psychoanalytiker sowie einige Gesprächstherapeutinnen sowie Psychodrama- und Verhaltenstherapeutinnen. Inzwischen sind es sechs oder sieben Psychoanalytiker, es gibt einen psychoanalytischen Arbeitskreis, ein Institut für Familientherapie, Gestalt-, KB-, KBT- und last not least sieben Musiktherapeutinnen, die in Institutionen arbeiten. An Psychologiestudentinnen fallen mir oft Unwissenheit und Vorurteile gegenüber der Psychoanalyse auf.

---

<sup>1</sup> Der Text wurde für den Nachdruck geringfügig bearbeitet.

Und nun möchte ich mit meiner Schilderung beginnen. Es fing an mit einer Weiterbildung der Volkshochschule und Lebenshilfe Saarbrücken (Sonderpädagogische Zusatzausbildung für Sozialpädagogen). Ich unterrichtete dort an acht Abenden das Fach „Musik in der Sozialpädagogik“. In der Gruppe war ein hoher Prozentsatz an Erzieherinnen. Sie fielen mir besonders auf durch ihre Bedürftigkeit in musikalischer und pädagogischer Hinsicht, durch ihre Neugierde und Dankbarkeit. Ich begann ihre Vorbildung zu erforschen und erfuhr, dass sie wenig oder nichts an Musik gelernt hatten, – wenn, dann war es produktorientiert (Liederarbeitung), sowie wenig oder nichts über die frühkindliche Entwicklung – wenn, dann lerntheoretisch. Sie fühlten sich schlecht ausgebildet, minderwertig und noch dazu wehrlos gegenüber Kindern und Eltern. Sie waren sehr unwissend über meinen Arbeitsplatz Kinder- und Jugendpsychiatrie und deren Klientel und hatten, wenn überhaupt, abenteuerliche Vorstellungen darüber (zwischen Heim und Gefängnis), so dass ich erstmal Aufklärungsarbeit leistete. In dieser Situation fiel mir wieder ein, wie oft ich in Krankengeschichten von schwer gestörten Jugendlichen gelesen hatte: „Im Kindergarten war er/sie auch schon auffällig“ – ja, aber die Auffälligkeit war immer weitergeschleppt worden, bis nichts mehr ging.

Während die Gruppe neue Möglichkeiten des Musizierens kennenlernte, sah ich ein riesiges, unbeackertes Arbeitsfeld vor mir mit einem großen Personenkreis aller sozialen Schichten, ein Feld für Aufklärung, für neue Erfahrungen und Entlastungen, natürlich auch für Werbung. Beim näheren Zuschauen entpuppte es sich als eine Arena, in der es möglich sein müsste, inhaltliche Kämpfe auszutragen. An dieser Stelle meiner Überlegungen wurde mir die Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit meines Berufes als besonders reizvoll bewusst!

Was nun den Standort Kindergarten angeht, so ist er ein höchst subtiler Rahmen in der kindlichen Sozialisation; das Kleinkind kommt aus seiner Familie in die Gruppe, und das bedeutet, ganz realistisch, 25 Kinder in einem ca. 30 qm großen Raum mit einer Erzieherin. Wie das wohl kleine Kinder und Erwachsene verkraften? Ich begann zu ahnen, dass dieser enge Rahmen ein auf Anpassung gerichtetes Arbeiten hervorbringt und dass dies möglicherweise im Sinne unserer Politiker ist.

Aber es gibt auch Menschen mit Ideen für andere Möglichkeiten und mit genügend Selbstbewusstsein, um Veränderungen anzukurbeln. Ich lernte in einer Mitarbeiterin des Diakonischen Werkes, der Fachreferentin für die evangelischen Kindergärten im Saarland, eine Frau kennen mit Engagement und bot ihr meine Erfahrungen an. Und nun begann sich dieses Konzept zu entwickeln, das sozusagen drei „Beine“ hat:

- a) Fortbildung für Erzieherinnen, evtl. Selbsterfahrung;
- b) Vorträge für Elternabende;
- c) Musikspiele mit Vorschulkindern.

Ich stellte mich auch den Fachreferentinnen des Bistums Trier und der Stadt Saarbrücken vor, erntete viel Interesse, hatte aber das Gefühl, zu früh zu kommen. Also arbeite ich bis jetzt nur innerhalb des Diakonischen Werkes.

Nun sollen Details zu den einzelnen Bereichen folgen, erstmal zu a): diese nicht lernstoff-, sondern persönlichkeitsorientierten Fortbildungen für höchstens 15 Teilnehmerinnen werden innerhalb der Arbeitszeit angeboten. Ich mache zu einem Thema 3–4 Sitzungen an einem Tag oder an zwei Nachmittagen. Das mag wenig sein, aber es reicht völlig aus, um Denk- und Fühlanstöße zu geben und Reflexion einzuleiten, und – ein ganz wesentlicher Punkt – um das nächste Thema zu erspüren. Themen waren bis jetzt: „Hören – Spielen – Gestalten“; „Älterwerden im Beruf“; „Umgang mit schwierigen Kindern“. Weitere Möglichkeiten könnten sein: „Der Kindergarten als Spiegel der Gesellschaft“; „Horchen und Schauen – Hören und Sehen“; „Strukturen“; „Die Behinderung – Defekt oder Ausdrucksform?“ Aus dieser Aufstellung ist ersichtlich, dass das erste Thema noch musikalischen Bedürfnissen entsprang; danach formulierte ich Themen, die unter der Arbeit ans Tageslicht kamen.

Wo ist die Musiktherapie, können Sie fragen. Sie ist immer vorhanden und ganz gegenwärtig zunächst einmal in der entstandenen Atmosphäre. Die Teilnehmerinnen kommen neugierig, mit vielen Fragen und Hunger nach Ratschlägen sowie einem Schreibblock unter dem Arm. Wenn sie nun den Raum (in diesem Fall ein leerer Gemeinderaum mit Teppichboden und Grünpflanzen auf den Fensterbänken) betreten, sehen sie außer Stühlen im Kreis meine mitgebrachten und in der Kreismitte einladend aufgebauten Instrumente. Die meisten trauen sich erstmal nicht dranzugehen, aber – es reizt und löst Gefühle aus! Der Hunger nach Ratschlägen und der Schreibblock verschwinden erstmal, dafür kommen die Teilnehmerinnen zu sich selbst, und die Arbeit kann beginnen. Die Worte sind nicht mehr so wichtig, statt dessen mehr die Stimmung, die auf den Instrumenten ausgedrückt werden kann; manchmal rege ich auch zu musikalischen Dialogen an. Nach meiner Beobachtung gehen Erzieherinnen auf Kinder viel zu sehr aus der Erwachsenenenebene ein (digital). Sie reden sich den Mund „fusselig“ und beklagen sich dann darüber, dass die Kinder nicht zuhören (und sich das Zuhören regelrecht abgewöhnen!). Durch das Spielen auf den Instrumenten werden sie sensibler für das, was sich hinter den Worten verbirgt, was über den Körper, den Gesichtsausdruck und den Stimmklang ausgedrückt wird. Aus der entstehenden Regression in der Gruppe ist es leichter, sich in Kinder einzufühlen im Gespräch. Das Spielen trägt auch dazu bei, dass die Teilnehmerinnen am Schluss zwar voller Eindrücke und dadurch angestrengt, aber trotzdem entspannt und entlastet nach Hause gehen.

Für die Fortbildung „Umgang mit ‚schwierigen‘ Kindern“ meldeten sich so viele Teilnehmerinnen, dass sie in zwei Gruppen geteilt werden mussten. Ich möchte die Erfahrungen mit der ersten Gruppe schildern, um die Inhalte zu verdeutlichen: In

dieser Gruppe überfielen mich die Frauen förmlich mit dem Ausruf: „Die Kinder sind ja so aggressiv!“ Aggressionen, also das stört nur, das darf nicht sein! Ich spürte außer Aggressionen erstmal Unwissenheit und begann aufzuklären: Ich trennte in die gesunde Aggression im Sinne von Progression, nämlich die Neugierde und Entdeckerfreude, das Selbständig-sein-Wollen von Kindern sowie auf der anderen Seite das Gestörtsein, die aggressiven Durchbrüche von Kindern, meinte dazu, dass diese Kinder nicht in eine Kindergartengruppe gehören, da sie damit überfordert sind. Ich ertete den Vorwurf, ich wolle diese Kinder „abschieben“. Was kam da alles hoch? Zunächst einmal eine falsch verstandene Christlichkeit, dann Schuldgefühle, Aggressionshemmungen, Hilf- und Wehrlosigkeit: viel Arbeitsmaterial für einen Nachmittag! – Als wir uns nach 14 Tagen zur Fortsetzung der Veranstaltung trafen, hatten die Teilnehmerinnen ihre Eindrücke vertieft. Manche berichteten über kontroverse Diskussionen über „Aggressivität“ in ihren Teams. Ich freute mich darüber, dass dreiviertel der Teilnehmerinnen nach ihren Worten begonnen hatten, sich besser zu beobachten, z. B. in welcher Stimmung sie morgens in den Kindergarten kommen und wie sich das auf die Stimmung der Kinder auswirkt. Und manche hatten an „ihrem“ aggressiven Kind andere, neue Seiten entdeckt, Seiten, die bisher völlig untergegangen waren. So konnte sich mehr Gelassenheit und Entspanntheit entwickeln, eine andere Haltung als die, die die Erzieherinnen bisher immer „gepflegt“ hatten: „Dies Kind ist ja soo aggressiv; das stört mich, ich möchte es beruhigen, denn – *ich* möchte ihm so gerne nahe sein“. Wir sehen hier die wichtige Funktion des Kindergartens als Weichenstellwerk: Regression oder Aggression (als Progression) – das ist hier die Frage! – Aus dieser Erfahrung heraus entwickelte ich ein Angebot für ein Selbsterfahrungswochenende im Juni unter dem Thema: „Helfen ja – aber wie?“ Ich weiß noch nicht, ob es zustande kommt. – „Schwierige“ Kinder – ja, das war eine vielschichtige Arbeit: galt es doch zu erkennen, welche Kinder für *mich* schwierig sind – die aggressiven, die soviel Angst machen, weil ich mit meiner eigenen Aggressivität nicht klar komme, oder sind es nicht auch die stillen, die in der Ecke stehen und meinen Leistungsdruck herausfordern? Und was ist denn mit den ganz angepassten und für mich so „pflegeleichten“? Fragen über Fragen entstehen und regen an zum Nachdenken über die eigene Haltung Kindern gegenüber; dies kann dann die Frage nach dem „richtigen“ Verhalten ablösen.

Ich beschreibe hier ja eine Arbeit in der „Normalwelt“. Was geschieht aber mit Kindern, die in irgendeiner Weise auffallen und die tatsächlich in einer Gruppe überfordert und nicht in die Gruppe integrierbar sind? In Elterngesprächen wird auf die Beratungsstellen verwiesen, ganz selten kommen Eltern mit Vorschulkindern in die Ambulanz der Kinder- und Jugendpsychiatrie, in der ich arbeite. Hauptsächlich „in“ ist die sog. Frühförderung, sie wird von Erzieherinnen und Sozialpädagoginnen mit einer Zusatzausbildung (nicht immer!) angeboten, ist gut etabliert und wird von unterschiedlichen Trägern (Kommunen, Lebenshilfe, DPWV u. a.) bezahlt. Das Förderungsziel ist die Integration in die Gesellschaft, gearbeitet wird

an Symptomen und Funktionen, so als wäre der Mensch eine Maschine. Durch das System Frühförderung (+ Logopädie und Krankengymnastik) geraten kleine Kinder nur zu leicht aus ihrer ihnen angemessenen Spielwelt in die Erwachsenenwelt von Leistungen und Technik. Ich kenne wenige Frühförderer/innen, die die Beziehung in den Vordergrund stellen, die sich Gedanken über die subtile psychische Entwicklung der Kinder machen, diese beachten und achten.

Hier wird für mich die Arena Kindergarten zum Ort eines inhaltlichen Kampfes, weil ich dieses System Frühförderung innerlich nicht unterstützen kann und nur in Ausnahmefällen mit Frühförderern eine Verständigungsebene finde, und weil ich immer wieder zusehen muss, wie behandlungsbedürftige Kinder statt in eine Therapie in die Frühförderung geschickt werden. Hier kommen nun die Eltern mit ins Spiel. Es ist verständlich, dass Eltern in ihrer Not und Hilflosigkeit nach diesem verheißungsvollen Strohalm der „Reparatur“ am Kind greifen. Nur: Strohhalme knicken leicht, wenn sie nicht von innen gefestigt werden; und genau dieses wird Eltern vom System Frühförderung nicht abverlangt. – Ich bin immer wieder betroffen, wenn „frühgeförderte“ Kinder in die Musiktherapie kommen. Indikation ist dann in der Regel die Beziehungsstörung, die Gefühlsarmut (besser: -abspaltung) und der Mangel an Kreativität. Sie können nicht spielen, da sie zu früh „arbeiten“ mussten, und sie finden keine Freunde. In der Musiktherapie dürfen sie spielerisch neue Erfahrungen machen. Vielleicht wird auch die Musik zum Freund? Wenn es nur nicht so schwierig wäre, Eltern davon zu überzeugen, dass Leben im sozialen Sinn aus dem anscheinend sinnlosen Spiel der kleinen Kinder erwächst.

Und damit komme ich endlich zu meinem „zweiten Bein“: Vorträge halten an Elternabenden. In Kindergärten wird kontinuierlich Elternarbeit angeboten und sehr unterschiedlich angenommen. Kostenträger für Vorträge in Kirchengemeinden ist die Evangelische Akademie Saarland. Ich biete dort ein Referat mit Diskussion für Kindergärten an: „Hören und zuhören – zusammengehören“, das sich bisher nur zwei Kindergärten geholt haben. Zu dem ersten kamen fünf Mütter, zum zweiten (in der Kirchengemeinde, in der ich wohne), kamen allerdings mit Mitarbeiterinnen 45 Personen, darunter auch einige Väter, und mir wurden hinterher etliche Fragen gestellt. Aber das Hauptinteresse gilt immer wieder der musikalischen Früherziehung als einer Möglichkeit des frühen Lernens und weniger dem psychischen Erleben und der psychischen Entwicklung von Kindern. Angesichts des relativ wenigen Interesses stellt sich mir die Frage nach der Bedürfnislage: Wollen Eltern sich über das Hören Gedanken machen oder möchte ich Vorträge halten? Es war wohl das letztere, und siehe da – es „greift“ nicht.

Also wenden wir uns den Kindern zu. Mein „drittes Bein“ findet direkt im Kindergarten statt. Die Leiterin des Kindergartens in meinem Wohnort fragte mich im Herbst, ob ich nicht Lust hätte, im Rahmen von Nachmittags-Extraangeboten mit einer Kindergruppe Musik zu machen. Nun hatte ich ja inzwischen mit einer ge-

wissen Weisheit, aber von außen und als Außenstehende, mit Erzieherinnen gearbeitet, und da überlegte ich mir, dass es wichtig sein würde, eigene Erfahrungen zu machen. Ich sagte zu, steckte aber von vornherein einen festen Rahmen: „Musikmachen“ mit sechs Kindern, einmal wöchentlich 50–60 Minuten, insgesamt achtmal. Es kamen zwei Gruppen zustande mit Kindern, die das gerne wollten (oder deren Mütter), die erste Gruppe habe ich abgeschlossen, die zweite Gruppe hab ich noch in Arbeit. Ich bin aber jetzt schon sicher, dass dies als bloße Erfahrung reicht, ich an Grenzen stoße und viel verändern möchte und mir im Übrigen meinen Beruf als Therapeutin zurückwünsche, wo ich bestimmte Kinder behandle.

Ich möchte kurz meine Einblicke und Erfahrungen schildern: Die Leiterin und die Erzieherinnen sind sehr engagiert in ihrer Arbeit und machen sich viele Gedanken darüber. Ich bin überrascht, wie gut die Leiterin die einzelnen Kinder kennt, wie gut sie über die Familien Bescheid weiß und wie sie in schwierigen Fällen versucht, Einfluss auf die Eltern auszuüben. Meine Achtung vor dieser Arbeit ist enorm gestiegen, und ich wünsche Erzieherinnen eine bessere Ausbildung und, darauf basierend, eine bessere Bezahlung. – Nun zur Musik. In diesem Kindergarten gibt es ein gut sortiertes Instrumentarium, das aber wenig genutzt wird. Wie ich nun sehe, liegt das nicht nur an der musikalischen Unsicherheit der Erzieherinnen, sondern – und das halte ich für viel relevanter – an einer bestimmten Haltung, die auf das Sehen von Oberflächen gerichtet ist, aber nicht auf das Durch-Schauen, das Horchen und das Fühlen. Insofern erkenne ich den Kindergarten als Spiegel unserer Gesellschaft. Wenn ich ihn betrete, gehen mir die Augen über – ich weiß nicht, wo ich zuerst hingucken soll, ob auf die großen Fenster, die durch die Fingerfarbmalereien den Blick nach draußen nicht mehr freigeben, oder auf das große Raupenmobile, das gerade von der Decke hängt, oder auf die 25 Bilder an der Wand mit je einem großen Fisch. Eine schöne harmonische Oberfläche! Dahinter lauert die Rivalität der Erzieherinnen untereinander: Wer hat den schönsten Raum? Wer hat den Eltern die schönste Bastelei vorzuweisen? Um die Kinder geht es da herzlich wenig. Diese Seh-Welt bringt das Konsumdenken und die Wegwerfgesellschaft hervor; denn es muss ständig Neues gemalt, gebastelt, produziert werden, aber es dient nicht dazu, Beziehungen aufzunehmen und zu pflegen. – In meiner therapeutischen Arbeit sehe ich immer wieder, wie stark viele Kinder unter Reizüberflutungen leiden. Deshalb gehe ich mit hyperaktiven Kindern zu Beginn einer Therapie in einen fast leeren Raum. – Dass in überflutenden Kindergärten viele Kinder nicht konzentriert sein können, wundert mich überhaupt nicht. Die einzige Sicherheit ist dann der feste Platz und so wenig Bewegung wie möglich; denn Bewegung kann leicht in Chaos ausarten. Wie sehr ablenkbar die Kinder sind, das merke ich immer dann, wenn ich versuche, mit den Kindern zu tanzen. Dann laufen sie sofort zu den vielen sichtbaren Dingen im Raum. Am ehesten kann ich mit den Kindern in einer prozesshaften Weise Musik machen, wenn wir um einen runden Tisch fest sitzen, uns also gewissermaßen an den Tisch anpassen! Dann können wir ganz frei mit uns und der Musik umgehen. Für die Kinder ist das ganz fremd, aber nach

Überwindung dieser Fremdheit macht es den meisten Spaß. – Mein Eindruck ist, dass Kindergärten in ihren Konzepten nicht auf Prozesse mit ihrer Eigendynamik eingerichtet sind und dass ich Erzieherinnen überfordere, wenn ich meine, sie könnten einen freieren Umgang mit Musik probieren. Offensichtlich ginge das nur über vielschichtigere Veränderungen, z. B. eine andere Haltung Menschen gegenüber (statt Verhalten), andere Räume, andere Gruppengröße, Helferinnen. – Ich sehe nun auch besser als bisher den Umgang mit der Gruppe und die Schwierigkeit mit dem „gestörten“ Kind. So war in der ersten Gruppe ein kleiner Junge, der auf sehr „kreative“ Weise versuchte, sich nötige Zuwendung zu verschaffen, nämlich durch ständiges Weglaufen, und wenn ich auch weiß, wie ich ihn in einer Einzeltherapie behandeln würde, so stand ich hier doch unter Druck, ihn in diese Gruppe zu integrieren. Teils gelang es mir „mit List und Tücke“, aber teils fühlte ich mich recht hilflos und war mir klar darüber, seine neurotische Entwicklung zu begünstigen, und wie geht das nun im Kindergartenalltag in einer Gruppe mit 25 Kindern? Und in der neuen Gruppe habe ich einen Jungen, der im Kindergarten nicht spricht, der aber im Sommer in die Schule kommt. Da spüre ich nun den Druck, was ich da wohl nun mache. Also ich „mache“ gar nichts, ich spiele mit ihm! Aber die Frühförderin kommt extra in den Kindergarten, um ihn zum Sprechen zu bringen. Wie, das weiß ich nicht, aber ich spüre die depressive Entwicklung des Jungen hinter der Sprachverweigerung.

Damit komme ich zum Schluss. Dies ist ein „Konzept in Entwicklung“, in dem es um die Frage geht, wie ich als Therapeutin in meinem Umfeld aufmerksam machen kann auf das, was *hinter* dem Sichtbaren spürbar sich verbirgt. Ein Politikum, dargestellt am Standort Kindergarten als einem Ort, an dem die Erwachsenen von morgen entwickelt und erzogen (oder eingewickelt und gestört) werden.

P.S. vom 15. April 1990:

Weiterentwicklung:

- 1) Fort- und Weiterbildung nun auch im katholischen Bereich:
  - a) Freies Musizieren für Vorschulkinder;
  - b) Information über Musiktherapie.
- 2) Beratung im Integrationsbereich: Behinderte Kinder im Regelkindergarten.
- 3) Freie Mitarbeit bei einer neuen Kindergartenzeitschrift „Entdeckungskiste“ (gehört zu „Spielen und Lernen“), ist sehr kreativ und sinnlich ausgerichtet; einmal vierteljährlich wird ein Artikel erwartet.

Rosemarie Füg – 21. Mai 1989  
Am Rebenberg 3, 6601 Bischmisheim